

Nr. 167. Bydgoszcz / Bromberg, 25. Juli 1937

Herzschlag zwischen den Bergen

Roman von Andre Mairock.

(15. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Unmittelbar bevor sie in den Wald traten, kamen sie an der einsamen Hochhütte des Geyer-Franz vorbei. Herr Birkmann blieb stehen und blickte sinnend auf die stille Hütte.

„Der Geyer-Franz!“ wollte der Jäger-Barthl erläutern.

Herr Birkmann deutete ihm durch eine geringschätzende Handbewegung an, daß er bereits Bescheid wüßte. — — „Immer noch derselbe Sonderling?“

„Alleweil der gleiche, — — ganz harmlos!“

„Trotzdem aber dürfen Sie ihn nie aus den Augen lassen, Barthl! Es wäre ja geradezu naturwidrig, wenn er keinen Tropfen Wildererblut von seinem Vater in seinen Adern hätte . . .“

„Der Geyer-Franz wildert nit, Herr Birkmann! I hab ihn beobachtet, wie er Gemsen g'lockt hat . . . und hab g'sehn, wie sie ihm aus der Hand g'fressen haben! Die Luderviecher schmecken's derzu sonst gleich, wo's a Pulver gibt!“

Mittlerweile hatten sie den Wald betreten . . .

„Es ist jetzt schon lange her, seit der Geyer erschossen wurde“, setzte Herr Birkmann das Gespräch fort.

„Ja, so an 25 Jahre wird's schon her sein“, schätzte Barthl.

„Wer hat ihn denn erschossen?“ Diese Frage stellte Herr Birkmann jedes Jahr an den biederen Jäger.

„Dös wird wohl a ewig's Rätsel bleiben“, war die alljährliche Antwort des Jägers.

Herr Birkmann aber blieb diesmal plötzlich stehen, als Herr Birkmann aber blieb diesmal plötzlich stehen, als wünsche er heuer eine Fortführung dieses alljährlichen Gesprächs. „Es soll auch ein Rätsel bleiben, Barthl, wenigstens für die Öffentlichkeit. Für mich ist es keines!“

Der Jäger-Barthl nahm die Pfeife aus seinem offenen Mund und starrte seinen Brotgeber brennend vor Neugier an; das Geheimnis um den Tod des alten Wilderers hatte ihn schon viel beschäftigt. „A Jäger kann's nit g'wesen sein, sonst braucht er sich nit z' verstecken; also kanns bloß a Wilderer g'wesen sein, der den Geyer vielleicht für an Jäger g'halten hat“, folgerte Barthl.

Herr Birkmann schüttelte den Kopf. „Fehlgeraten, Barthl!“

Der Jäger-Barthl platzte vor Neugier . . .

Herr Birkmann ließ sich auf einen Wurzelstock nieder. „Ich wollte es Ihnen eigentlich schon längst verraten, und will es heute tun. Aber . . .“ Er hob mahnend den Finger, „. . . ich habe schon vorhin erwähnt, daß es ein Rätsel bleiben soll!“ —

Er hielt horchend inne; in einiger Entfernung knisterte das dürre Reisig. Der Dackel spitzte die Ohren, — — — doch es war nichts mehr zu hören.

„Bloß a Vogel“, beruhigte der Jäger-Barthl.

Nach kurzer Zeit begann Herr Birkmann halblaut mit seiner Erzählung: „Ihr Vorgänger, der so überraschend aus meinem Dienst getreten ist, um dann irgendwo in der Welt unterzutauchen, kam eines Tages mit dem Geständnis zu mir, daß er den Geyer erschossen habe . . .“

Der Jäger-Barthl stieß einen Ruf der Überraschung aus; denn daran hätte er nie gedacht.

„. . . . Ich fragte den Jäger, ob er den Wilderer endlich auf frischer Tat ertappt — und warum er nicht sofort Anzeige erstattet habe. Und jetzt kommt des Rätsels Lösung: — ja, mein lieber Barthl, man kann sich in seinen besten Leuten täuschen! — Der Jäger war ein Schurke! Hinter meinem Rücken trieb er den gemeinsten Frevel und betrog mit nach allen Regeln der Kunst! Und von diesem geheimen Frevel wußte allein dieser Geyer, der ihn ertappt hatte. — — Natürlich habe ich den Jäger sofort zum Teufel gejagt. Die Reue hat ihn zu diesem Geständnis getrieben, und er hat mich gebeten, ich möchte darüber schweigen. Ich hab es ihm versprochen; denn ich war ja froh, daß es so gekommen war: der geriebenste Wilderer war tot und der gemeinste Betrüger war entlarvt. Mag er selbst mit seinem Gewissen fertig werden! — —“

Herr Birkmann dämpfte plötzlich seine Stimme: „Können Sie sich vorstellen, was ich durch den Geyer erduldet habe? Nie ist es uns geglückt, den Burschen zu stellen, obwohl er alles zusammengeschossen hat, was ihm in die Quere gekommen ist. Ich sage es frei heraus: wenn mir der betrügerische Jäger nicht zuvorgekommen wäre, dann hätte ich den Geyer erschossen! Mit oder ohne Beweis! Der Teufel hole das ganze Wilderergesindel!“

Nach diesen Worten trat ein langes Schweigen ein. Der Jäger-Barthl wiegte seinen schweren Kopf hin und her, und sogar seine Pfeife, die sonst während des ganzen Tages nicht kalt werden durfte, war ihm ausgegangen.

„Schwamm darüber, Barthl!“ sagte Herr Birkmann befehlend und erhob sich.

Langsam setzten sie ihren Weg fort . . .

Aber es war nichts zu hören und nichts zu sehen.

„Her da! Was hast denn heut!“ rief der Jäger-Barthl und nahm den aufgeregten Hund an die Leine.

Sie konnten freilich nicht wissen, daß kaum drei Meter von ihnen entfernt, im Dickicht des Jungforstes versteckt, eine Gestalt kauerte, die der seltsamen Erzählung des Jagdherrn Wort für Wort gefolgt war: der Geyer-Franz . . . Wild lohten die Augen aus den zusammengekniffenen Brauen, und über die Stirn gruben sich einige tiefe, furchtbare Falten: in seinem Herzen rührte sich wieder der Schwur, den er damals als Kind in die Hand der kränkelnden Mutter getan hatte, als sie vor der blutüberströmten Leiche des Vaters gestanden hatten. — —

„Wenn ihm der Jäger nit vor'kommen wär, dann . . .“ murmelte er vor sich hin. Es galt ihm in diesem Augenblick gleichviel, ob er der Mörder wirklich war — oder ob er nur zum Mörder werden wollte.

Und als aus dem Dickicht kroch und in die Hütte zurückschlich, packte ihn eine wilde Freude darüber, daß er endlich die jahrzehntelange, stillgenährte Rache zur Ausführung bringen konnte. —

Wo sind die Falken?

Als Bruno Schwaiger von seinem Berggang heimkehrte, dämmerte bereits der Abend; lange noch war er im Gebirge herumgestreift und suchte in den friedlichen Höhen seine zerfahrenen Gedanken zu sammeln; der Abschied von dem Mädchen seiner ersten Liebe hatte ihn furchtbar erschüttert. Langsam,

ganz langsam hatte sich sein Herz beruhigt. Eine hehre Aufgabe harrte auf ihn: der Falkenhof rief nach seinen verlorenen Söhnen. Törichtes Herz, willst du denn nicht begreifen, daß es im Leben Pflichten gibt, die erfüllt werden müssen?

Still wie immer, aber aufgeräumt trat er in die Stube. Karlin merkte sofort, daß sich sein Inneres heute gewandelt haben mußte. Aber sie wollte ihren alten Augen nicht trauen und schwieg.

Und schweigend wie immer nahmen sie das Abendbrot ein. Darauf zog Bruno zur höchsten Verwunderung Karlins die Abrechnungsbücher hervor, die er so lange schon gemieden hatte, und ordnete und rechnete . . .

Karlin konnte ganz bestimmt nicht mit Zahlen umgehen, aber so viel hatte sie doch gesehen, daß die Schulden allmählich zu einem Strom anwuchsen, der, wenn erst einmal der letzte Damm durchbrochen war, die Säge und alles, was drum und dran war, mit sich fortreißen würde. Sie freute sich, daß Bruno endlich selbst einsah, daß es so nicht mehr weitergehen konnte.

„Karlin", rief Bruno plötzlich, von seiner Arbeit aufblickend „I laß dich was sehen!" Er reichte ihr ein großes, amtliches Schreiben hin.

Karlin hatte noch nie dergleichen gesehen, und doch wich ihr das Blut aus dem Gesicht, nachdem sie einen Blick in das Schreiben getan hatte. Kein Wunder, was sie da in Händen hielt, war eine — — Pfändungsurkunde . . .

„Bruno!" schrie sie auf.

„So oder so", sagte er ergeben. „Mancher Bauer ist froh, wenn er an guten Knecht kriegt. Es ist mir jetzt schon alles gleich!"

Karlin schwieg lange. Ihr umschleierter Blick hing im Herrgottswinkel, auf einem hölzernen Christus. Dann atmete sie schwer auf: „I kann's halt dem Herrgott nit vorschreiben, wenn er mich holen soll!" Das sollte kein Vorwurf sein und doch trafen diese Worte den Burschen im Innersten des Herzens. Sein Kopf neigte sich auf die Tischplatte. „I weiß schon, schaffen hätt i müssen, unermüdlich schaffen, so war die Rechnung gemacht! Und nix hab i 'tan, als alten Zeiten nach'grübelt und ama nixwürdigen Bruder nach'zürnt! — — Geld brauch i! Geld!" — —

Karlin war längst schon ein erlösender Gedanke gekommen: wortlos stand sie auf, lief in ihre Kammer und holte die Banknoten des Fallmüllers. „Du hast doch Geld, Bruno", sagte sie zurückkehrend und erfreute sich an seinem überraschten Gesicht.

Bruno, der sich noch gut jener Worte erinnerte, mit denen er damals die alte Magd mit dem Geld weggeschickt hatte, machte anfänglich große Augen und griff gierig nach dem Geld.

„Ja, Bub", sagte Karlin nicht ohne Stolz. „I hab mir's denkt, daß amal a solche Stund kommen könnt!"

Bruno war gerührt. „Karlin, ohne dich wär i heut a Bettler! Aber so bin i noch frei! A freier Falk!" Er sprang auf, reckte sich und nahm den Hut vom Nagel.

An der Tür kehrte er noch einmal um. „Karlin, es könnt sein, daß i dich morgen — oder übermorgen brauch zum Z'sammpacken!"

„Du willst fort?"

„Nit weit . . ."

„Bruno . . . du glaubst . . . ?"

„Ja . . . z'erst kommt jetzt die Säge dran . . . und dann der Falkenhof!" rief er und eilte zur Tür hinaus.

Karlin sah ihm nach, wie er festen Schrittes über den Hof ging. „Zur Post, Geld einzahlen . . . und dann zum Falkenhof! Herrgott, ist's möglich?" sagte sie vor sich hin, und von ihrem Herzen fielen Steine.

*

Nachdem Bruno an die schlimmsten Gläubiger auf der Post die Gelder eingezahlt hatte, kehrte er nicht gleich heim, sondern schritt auf der Straße fort, dem Kreuzweg zu, auf welchem sich nach seiner Meinung — früher oder später einmal sein Schicksal entscheiden mußte . . .

Über die Straße fegte ein kalter, trockener Nordwind und schüttelte die kahlen, entblätterten Ruten an den Bäumen; weit bergab reichte jetzt schon der Neuschnee, und scheckig ragten die Berge gegen den kalten, nächtlichen Himmel.

Frühling war es damals, als er kopflos dieselbe Straße entlang rannte, nachdem er an dem Unverstand eines schönen, fremden Mädchens seiner jungen Leidenschaft die Spitzen gebrochen hatte, und von diesem Tage an begannen die Sorgen und die Herzqualen, an denen er langsam sein Denken zur Reife bringen mußte. Und jetzt war es Herbst: die Leidenschaft war tot, nur ein altes, unsterbliches Heimweh brannte noch in der Brust, das Heimweh nach einer Welt, die er sich schon in seinen frühen Kinderträumen erbaut hatte: weite, grüne Fluren, ein Stück Wald darum und schöne Tiere . . . Ja, ein Bauernhaus, umgeben von Äckern und Wiesen, in denen im Frühjahr die Haselhühner glucksen . . .

Vor ihm her ging ein einsamer Bauersmann, auf dem Rücken die Milchbutte, mit der die Bergbauern ihre Milch zur Sennerei schafften. Dröhnend schlugen die festen Rohrstiefel bei jedem Tritt auf die harte Straße.

Bruno ging sehr rasch und holte den Bauern bald ein. Mit einem kurzen Gruß wollte er an ihm vorbei.

Ein großer Kopf wandte sich nach ihm um. „Oho! Bruno! Wo aus noch?"

Die Stimme riß Bruno gewaltsam aus seinen Träumen: es war der Fallmüller.

„Wo aus?" Bruno wurde verlegen. Wo wollte er denn eigentlich hin? Zum Falkenhof? Unsinn! — — Zum Fallmüller? Zweimal Unsinn! — — Und doch führte diese Straße nur zu einem dieser beiden Höfe . . .

Der Fallmüller hatte seinen Alltagsgang beschleunigt, um mit dem rascher ausgreifenden Burschen Schritt zu halten.

Als Bruno dies wahrgenommen, mußte er sich ärgern.

„Zu mir?" fragte der Fallmüller plötzlich so ruhig, als wäre alles ganz selbstverständlich, was sich heute noch auf der Welt zutrug.

Bruno schüttelte heftig den Kopf.

„Dann . . . zum Falkenhof?"

„Vielleicht . . . !"

Der Fallmüller schwieg hartnäckig, als warte er auf eine selbstverständliche Fortsetzung des Gesprächs. Schwer dröhnten die Stiefel und dann und wann machte er sich durch mächtiges Räuspern Luft in der Brust. — — „Warum red'st denn nit, Bruno?"

Bruno hatte nichts zu sagen, und so setzten sie schweigend den Weg fort; beide hatten schwere Zungen, die sich nicht lösen wollten, und einer mißtraute dem anderen.

So kamen sie an die Wegkreuzung. Beide blieben stehen.

„Wohin, Fallmüller?" fragte jetzt Bruno; der Fallmüller war ja der Besitzer von zwei Höfen, und er konnte nicht wissen, zu welchem der beiden Höfe er aufstieg.

Der Fallmüller deutete nach seinem Hof auf der linken Höhe.

„Und der Falkenhof . . . ?" fragte Bruno.

„. . . der g'hört mir nimmer! — — Dir g'hört er, Bruno, seit die Wally Bäuerin droben ist! Da 'nauf geht dei Weg . . . es hat lang dauert, bis ihn g'funden hast! — — Wenn du heut noch d' Wally triffst, dann erzählst es ihr: daß wir uns troffen haben, und daß wir am Kreuzweg auseinander'gangen seien. Einer sei recht rechts 'nauf und der andere links . . . Gute Nacht, Bruno!" brach der Fallmüller plötzlich seine seltsame Rede ab und stieg links die Höhe hinauf . . .

Bruno sah dem Bauern lange nach; mit dieser seltsamen Rede wußte er nichts Rechtes anzufangen; nur das eine war ihm klar, daß nicht nur sein Weg, sondern auch der Weg des Fallmüller ein Kreuzweg war; beide hatten einen schweren Gang zu machen . . .

Langsam stieg Bruno zum Falkenhof auf. Gegen seinen Willen zog ihn etwas hin zu der alten Heimat, die ihm nie fremd geworden war, wenn sie auch von fremden Händen bewirtschaftet wurde . . . Ihm war, als wäre er den schmalen Weg jeden Tag gegangen, erst gestern wieder . . . und das Bild des Hofes, die alten Eichen mit dem Kruzifix und im Hintergrund die weißgefleckte Mädelegabel, das alles hatte sich so tief in seine Seele eingeprägt, daß es ihm gar nicht auffiel, wie sich inzwischen durch den zweimaligen Wechsel der Jahreszeit die ganze Umgebung verändert hatte . . .

Das Tagwerk im Falkenhof war beendet, still war es um den Hof, und aus dem Küchenfenster flackerte das müde Licht. Das war die Zeit, in der die Dienstboten sich um den wärmenden Herd zu scharen pflegten und durch fröhliche Spiele und gruseliges Geschichtenerzählen die langen Abende vertrieben. So war es wenigstens damals, unter den Falken — — und heute konnte es nicht viel anders sein.

Je näher er dem Hof kam, desto lauter und rascher schlug sein Herz. Er trat leise auf, als betrete er ein Heiligtum. Oder war es nur die Angst? — — Er stand vor der Tür und hatte nicht den Mut, einzutreten. Wie ein Dieb schlich er sich

ums Haus, als fürchte er, durch seine Gegenwart den stillen Abendfrieden zu verscheuchen . . .

Schließlich trat er in den Schatten der Eichen und stellte sich entblößten Hauptes vor das Kruzifix. Ein Menschenleben zog an seinem geistigen Auge vorbei: „Laß es an Buben sein", lautete sein letztes, inbrünstiges Gebet, das er an dieses Kreuz gerichtet hatte, als er erstmals die drohenden Wetterwolken über dem Falkenhof erblickte. Die Martha war jetzt fort; eine andere regierte heute den Hof, und diese andere hatte wohl Achtung vor den Rechten der Heimat . . . aber sie war ihm fremd . . . ! — — Fremd? — — War er nicht mit ihr durch die Kinder- und Schuljahre gegangen? Der Falken-Bruno und die Fallmüller-Wally! — — Einmal, an einem föhnigen Vorfrühlingstag war die kleine Wally im Spiel ins Eis eingebrochen und drohte zu ertrinken, da hatte er sie unter Einsatz des eigenen Lebens aus dem Wasser gezogen. Sie waren beide noch Kinder damals, aber doch schon klug genug, um ein Menschenleben nach seinem Wert zu beurteilen. — — „Wenn du einmal stürzst, Bruno, dann halt i dich auf", sagte das Mädchen damals und sah ihn dankbar an. — — Kindliche Einfalt. Und wie weit war er gestürzt! — — —

(Fortsetzung folgt.)

Marion liebt Uwe.

Erzählung von **Alice Fliegel.**

Wer Marion ihren kleinen roten Wagen so sicher und ruhig durch die Autoreihen des Broadway steuern sieht, würde sie nie für etwas anderes als für eine Amerikanerin halten. Aber sie stammt aus Ovelgönne und sprach ein unverfälschtes Hamburger Platt, als sie vor zwölf Jahren nach Newyork kam, wo ihre Schulfreundin Herta Garten schon zwei Jahre weilte und nun ihr erstes Kind erwartete. Hertas Mann war Reisender und viel unterwegs. Sie selbst hatte ein kleines Modegeschäft, das noch wenig Verdienst abwarf. Aber ihre Sparpfennige und die Arbeit vieler durchwachter Nächte steckten darin, und sie wollte um seinen Bestand weiterkämpfen. Deshalb schrieb sie nach reiflichem Überlegen an Marion, ob sie nicht ein paar Monate zu ihr kommen wollte. Marion war Modezeichnerin und auch im Haushalt tüchtig.

Schneller, als Herta gedacht hatte, kam die Freundin, die bei einem alten Onkel, der jeden Tag seine Netze in der Elbe auswarf, ein eintöniges Leben führte. Marion hatte oft am Strand von Ovelgönne gesessen, in die Weite geträumt und sich vielleicht nach ihr gesehnt . . . So erklärte sich Herta diesen schnellen Entschluß, dessen wahren Grund sie nie erfuhr.

Marion hatte sich, kurz ehe sie Hertas Brief erhielt, in Uwe, den Fischer, verliebt. Sie hatten sich kennen gelernt, als sie an einem Sonntag faul am Strand lagen und den Tanggeruch des Wassers wie etwas Vertrautes einatmeten. Uwe war noch nicht lange in Ovelgönne. Er war aus Hamburg gekommen und hatte seinen eigenen großen Fischerkahn, trotzdem er noch so jung war. Sie verbrachten den Sonntag zusammen und standen am Abend auf dem Steg, an dem die Dampfer anlegten. Im Mondschein war die Elbe silbern, und in der Stille über dem glatten Wasser war eine tiefe Innigkeit, die auch die Herzen der beiden jungen Menschen ergriff. Uwe neigte sich zu der viel kleineren Marion und küßte sie. Verloren in die Schönheit der Natur und in die Schönheit ihrer eben erblühten Liebe, blieben Uwe und Marion aneinander geschmiegt und sahen nichts mehr von dem, was um sie vorging.

Da legte sich eine Hand auf Uwes Schulter, und eine Stimme rief leise seinen Namen. Uwe wachte erschrocken auf und sah das Mädchen an, das vor ihm stand und dessen kränkliches Gesicht im Mondlicht fast weiß war. „Es ist Krista", sagte er dann, und seine Stimme war wie erstickt in einem schwer über ihn herfallenden Schmerz.

Das blasse Mädchen faßte bittend Uwes Hand, die Marion losgelassen hatte. „Ich habe dich überraschen wollen, Uwe! Vater kommt in einer Stunde mit dem Zug. Morgen kaufen wir das Haus."

Kristas Augen waren dunkel und schwer. Es war keine Lebensfreude darin und keine Kraft. Als sie Marion anblickten, zitterte in ihnen eine große Angst. Wie abwesend lächelte Marion in diese Angst hinein und hatte sich sogar so weit in der Gewalt, dem fremden Mädchen, das Uwes Frau sein würde, etwas Tröstendes zu sagen und diesen sonntäglichen Spaziergang zu erklären. Marions Onkel war Fischer wie Uwe. Sie gehörten hier alle zusammen, die im Sturm und Gefahr hinaus auf die Elbe fahren mußten. Uwe wollte sein Boot zeigen, das in Ovelgönne das schönste war . . .

Da war Krista wie befreit und erzählte, daß sie schon von ihrer Kindheit an zu Uwe gehörte. Sie war immer krank gewesen und hatte nichts vom Leben gehabt als Uwe und ihre Liebe zu ihm. Kristas Vater hatte der Gesundheit seiner Tochter viel Geld geopfert. Viele Jahre vergeblich. Aber dann kam die Lohn. Des Mädchens Lunge war genesen, und nun konnten Uwe und Krista an Heirat denken.

Schweigend ging Marion mit gesenktem Kopf noch eine kurze Strecke mit den beiden. Sie wollte Uwes Augen nicht sehen, in denen herausfordernd die Wahrheit brannte und der Wille, für seine schicksalhafte Liebe zu kämpfen. Aber Marion sah Kristas hängende Schultern, ihren schleppenden Gang und das unschöne, kränkliche Gesicht. Sie war keine Gegnerin, mit der man um Uwe kämpfen durfte. Ebensogut hätte man sie in den Tod schicken können . . .

Von dem Tage an sahen sich Uwe und Marion nicht mehr. Er hatte auch keine Ahnung, daß sie nach Amerika auswanderte. Auf der Überfahrt träumte Marion noch manchmal von Uwe und vom Strand von Ovelgönne. Dann kam Newyork, und das neue Leben verbrauchte ihre ganze Kraft. Herta Garten war nach der Geburt des Kindes lange krank und arbeitsunfähig. Alles ruhte auf Marions Schultern. Die Sorge für das Neugeborene, das Geschäft, der Haushalt. Aber Marion schaffte alles und wurde wurzelfest in ihrer neuen Heimat, weil sie an die alte nicht mehr denken wollte, die mit Uwe unlöslich verbunden war.

Marions sicherer Geschmack und ihre Geschicklichkeit bestimmten bald den Stil des immer größer werdenden Modegeschäfts. Der Ruf der „Marion-Kleider" kam auch in die Fifth Avenue, und es gehörte zum guten Ton, sie zu tragen. Marion wurde Amerikanerin. Sie arbeitete unermüdlich, verdiente viel Geld, und ihr Bankkonto wurde immer größer.

Da kommt eines Tages ein Brief aus Ovelgönne mit einer fremden Handschrift. Marion erschrickt. Ist dem Manne, der Vaterstelle an ihr vertreten hat und dem die letzten, blassen Erinnerungen an die alte Heimat gehören, etwas zugestoßen? Mit nervösen Händen öffnet Marion den Umschlag. Ein Bild fällt heraus — ein ernstes Männergesicht mit festen, herben Linien und das helle, strahlende Antlitz eines vielleicht zehnjährigen Knaben.

„Uwe", denkt Marion, als sie das Kind ansieht.

Dann liest sie den Brief. Uwes Frau ist seit einem halben Jahr tot. Sie war lange leidend, der fröhliche, blonde Knabe kennt seine Mutter nur als kranke Frau. Krista hat es nie erfahren, daß Uwe ihr ohne Liebe die Hand reichte und daß er nie aufgehört hat, sich nach Marion zu sehnen. Aber als sie im Sterben lag, da nannte sie leise ihren Namen. Es war wie ein Vermächtnis. „Auch sie wird dich segnen, Marion, wenn du zu mir kommen und dem Jungen eine Mutter sein willst . . ."

Marion geht an diesem Tage nicht ins Geschäft. Sie fährt viele Stunden, bis sie am Ozean ist. Sie liegt im Sand, und die Wellen schlagen mit brausendem Orgelton an den Strand. Sie liegt und lauscht . . . Und wird wieder die junge Marion, die eine so große Sehnsucht hatte, die sie damals noch nicht begreifen konnte und die versank, als sie von Uwe, da sie ihn kaum gefunden, so bitterschweren Abschied nehmen mußte. Aber nun schwindet die Bitterkeit. Lächelnd läßt Marion den sonnenheißen Sand durch ihre Finger rinnen und fühlt Uwes feste, zärtliche Hand.

Die zwölf Jahre der Trennung sind wie ein Vorhang, der ihre Seele vor ihr selbst verbarg und den das Leben

nun wieder hochzieht für sie. Sie sieht lang vergessene Dinge, und Uwes Opfer, das auch er einem Menschen brachte, der schwächer und ärmer war als sie beide, bekommt plötzlich einen Sinn. Ihre Liebe, die, betäubt vom Lichterglanz und Lärm dieser Riesenstadt, ihr Gesicht verloren hatte, ist aus der Vergangenheit wiedergekommen. Klar und ohne Sünde . . .

Zwei Tage braucht Marion, um die Kraft ihrer Liebe wieder zu verstehen. Sie weiß, daß es jetzt für sie nicht mehr leicht sein wird, in einem kleinen Haus in Ovelgönne zu leben und auf den Mann zu warten, der dem Tod so oft ins Gesicht sieht. Aber sie weiß auch, daß Uwe nie mehr etwas anderes sein kann als ein Fischer, dem Sonne, Sterne und der Strom gehören. Und vier Wochen später fährt sie zu Uwe, um ihm die Antwort zu bringen.

Jeder Fund — ein Abenteuer.

Geschichten vom englischen Spleen.

Von Franz Wennerberg.

Der Anzeigenkönig mit Humor.

Im Anschluß an einen Kongreß englischer Werbefachleute in Brighton rückte vor kurzem eine Zeitschrift im Inselreich mit der Erklärung heraus, daß König Karl II. aus dem Hause Stuart einer der ersten Zeitungsinserenten in England war. Man hatte herausgefunden, daß der König es liebte, seine Anzeigen in teilweise recht launiger, ja, geradezu humoristischer Weise abzufassen. So ließ er den Verlust eines Hundes folgendermaßen ankündigen: „Es ist Seiner Majestät eigener Hund, der vermutlich gestohlen wurde. Der Köter wurde in England weder geboren noch großgezogen und sollte seinen Herrn angeblich nie verlassen. Wer ihn findet, mag sich nach Schloß Whitehall wenden, wo besagter Hund bekannter ist als jener hundsgemeine Kerl, der dieses Mistvieh stahl." — Diese Anzeige erschien im Jahre 1669 in einer Londoner Zeitung. Der Hund wurde trotz eifrigen Suchens nicht gefunden, doch lag das nach Ansicht eines Chronisten nur daran, daß die Auflage der Zeitung damals zu gering war und so mancher ihrer Leser bei dieser Lektüre „so kalt wie eine Hundeschnauze" blieb.

Eine Frau, die noch Napoleon in Ägypten sah.

Ein britischer Offizier erklärte jüngst, die älteste Frau aller Zeiten persönlich getroffen und mit ihr gesprochen zu haben. Er „entdeckte" sie im Kriegsjahr 1916, als er mit seiner Truppe eine Abteilung feindlicher Beduinen in der Sinai-Wildnis belagerte. Erst nach längerem Manövrieren gelang es, die Aufsässigen zur Übergabe zu zwingen. Unter den Gefangenen befand sich ein altes verhutzeltes Weiblein, das nach den nicht unglaubwürdigen Angaben des „erst" achtundsiebzigjährigen Sohnes bereits das hunderundzwanzigste Lebensjahr überschritten haben sollte.

Die Engländer schmunzelten. Solche Ammenmärchen kannten sie. Die Alte ließ jedoch nicht locker. Sie sprach einige Brocken Bastard-Französisch und etwas Englisch und behauptete, einst in der Nähe der Pyramiden Wasser für Napoleon und seine Soldaten herbeigeschleppt zu haben. Sie, die niemals später wieder mit Weißen, Europäern in Berührung gekommen sein wollte, beschrieb die Soldaten des Korsen als große Kerle mit Fellmützen — die kaiserliche Garde trug bekanntlich Bärenfellmützen — mit blitzenden Uniformen, die viel schöner gewesen wären als das Khaki des Herrn Offiziers und seiner Leute. Mit ihrer welken Rechten strich sie sodann über das kleine Bärtchen eines britischen Soldaten und bemerkte, daß damals auch die Bärte der weißen Krieger länger und viel stattlicher gewesen seien. Der kleine Kaiser habe auch sie flüchtig gemustert, und sein stechender Blick sei ihr durch und durch gegangen.

Wahrheit oder Lüge? Mit einem Backschisch trollte sich die Zeitgenossin Napoleons davon . . .

Ein Spukschiff wird versteigert.

Im Hafen von Portsmouth fand unlängst eine ungewöhnliche Versteigerung statt. Unter dem Hammer befand sich das „Spukschiff" Zebrina. Es fand nicht nur Liebhaber, sondern auch einen Käufer, einen schrulligen Briten, der sich den Spaß etwas kosten ließ, dieses Fahrzeug, das jedermann Unglück bringen sollte, zu erwerben.

Im Jahre 1917 sichteten einige britische Zerstörer in Höhe von Cherbourg die „Zebrina". Das Schiff zeigte keinerlei Nationalität und gab auf die verschiedenen Haltesignale der Engländer keine Antwort. Gleich torpedieren schien in diesem Fall nicht ratsam. Also umringten die schnellen Zerstörer den gespenstisch dahinfahrenden Dampfer, setzten zwei Boote aus, und ein Offizier mit einigen Matrosen enterte die scheinbar unbemannte „Zebrina". Man durchsuchte sämtliche Räume, fand jedoch keine Menschenseele. Aber in der Messe war ein Tisch gedeckt — fertig zum Essen. Die aufgetragenen Speisen dampften noch. Offizier und Mannschaft ließen das leckere Mahl nicht kalt werden. Wer aber hatte das Essen angerichtet?

Das Gespensterschiff wurde als überfällig nach Cherbourg eingebracht. Trotz nochmaliger genauer Untersuchung fand man weder Logbuch noch blinde Fahrgäste.. Der Spuk wurde niemals aufgeklärt.

Ole Bulls Stradivari.

Man soll alte Blockhäuser nicht verachten. Der mittellose kanadische Maler John Williams machte in einer dieser baufälligen „Hutschachteln" sein Glück. Er haust in der Nähe der Niagarafälle und verkauft dort seine Bildchen — die Wasserfälle im schönsten Kolorit — an junge Brautleute, die dort ihre Flitterwochen verbringen. Eines Tages beschloß er, seine „unverkäuflichen" Bilder an den Wänden seiner Hütte aufzuhängen. Als er den ersten Nagel in die Wand schlug, fand er kaum Widerstand und die Schläge klangen merkwüdig hohl. Morsches Holz zersplitterte und gab eine Öffnung frei. Vorsichtig vergrößerte Williams das Loch und stieß auf eine Art von Geheimsafe. Er ließ sich unschwer öffnen. Der Maler fuhr mit dem rechten Arm hinein und zog eine Geige hervor.

Er untersuchte das Instrument und fand die Inschrift: „Antonio Stradivarius Faciebat Anno Domini 1723". Außerdem einen Namenszug, den er nach einiger Zeit entzifferte: Ole Bull.

Mit der Geige unter dem Arm fuhr Williams nach der nahen Stadt Meritton und verkaufte das Wunderinstrument, das sich als echt erwies, für eine hohe Summe an eine Musikalienhandlung. Dort erfuhr er auch, daß der einstige Besitzer der Stradivari der berühmte norwegische Geigenvirtuose Ole Bull war, der nach Jahren reich an Triumphen und äußeren Ehrungen zeitweilig in einer kleinen Blockhütte nahe den Niagarafällen hauste.



Lustige Ecke



Der Hilferuf.



„Vater, beeil' dich, der Laden ist voll von Kunden!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. o., beide in Bromberg.